

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 64.

Samstag, 14. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Börcher.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich möchte Sie nach Paris begleiten, Senorita!“, meinte jetzt Don Flaviano und riß ihre Aufmerksamkeit wieder an sich, „erstens fühle ich mich als spanischer Caballero dazu verpflichtet, Ihnen zur Seite zu sein, wenn Sie in dieser, Ihnen fremden Großstadt nach einer Landsmännin von mir suchen wollen. Zweitens hoffe ich, Ihnen positiv helfen zu können.“

Luitgard überlegte, ein dunkles Gefühl sagte ihr: daß es Hansfried wohl nicht ganz lieb sein würde, sie in Begleitung von Don Flaviano in Paris zu wissen. Aber es war ja durchaus unwahrscheinlich, ob Hansfried ihr nach Paris nachkam, und ob er nicht beruflich gleich gute Beschäftigung im Elsaß fand. Zudem war Hansfried selbst in Paris unbekannt und ohne Beziehungen. Don Flaviano dagegen hatte wertvolle Verbindungen und kannte wahrscheinlich das ganze Milieu der spanischen Kolonie in Paris.

Sie mußte vor allen Dingen jetzt um Felizas Willen in Paris die durchgreifendsten Versuche machen. Dabei würde Don Flaviano ihr sicherlich gute Dienste leisten.

„Ich fahre aber schon morgen mittag, Don Flaviano, mit dem zweiten Fernzug München-Paris. Wenn Sie Ihre Abreise nicht einrichten können, kommen Sie nach!“

Er erhob sich, ihrem Beispiel folgend, und war voller schwingender temperamentvoller Lebhaftigkeit über den plötzlich gefaßten Plan: „O, ich würde größere Schwierigkeiten zu überwinden wissen, Senorita, als die einer schnellen Abreise von hier! Ich werde meinem Freunde an der Botschaft nach Paris depechieren und uns anmelden. Und man wird Ihnen in allem behilflich sein!“

Sie hatte einen Blick auf ihre Armbanduhr geworfen und lenkte zur Ausgangstür, er geleitete sie auch weiter. Seine Bewunderung für sie stieg. Sie war doch daselbe stolze, frische, energische und dabei doch anmutig-liebenswürdige junge Mädchen, das ihm damals schon in Sevilla so gefallen und zwischen den untätigen jungen Spanierinnen in ihrem dolce far niente imponierte.

Aber während er dann vor einer Telephonzelle wartete, in der Luitgard ein Gespräch nach auswärts führte, überlegte er mit einem Gemisch von Trauer und Resignation: „Der Mann spielt im Leben eines solchen modernen, selbständigen, deutschen, jungen Mädchens bestimmt keine Rolle! Es führt Telefongespräche über berufliche Aufträge nach auswärts, und fährt auf eigene Faust nach Paris. Und wenn man ihm seine Begleitung anbietet, dann heißt es höchstens: „Ich habe nichts dagegen, wenn Sie sich anschließen wollen!“

Und er dachte weiter: „Ach, warum sind diese jungen Ausländerinnen so entsetzlich selbständig? Wäre mir eine Ehe mit ihr wirklich ausdenkbar? Denn — letzten Endes steht mir doch als mein Ziel die Rückkehr in meine spanische Heimat bevor! Wenn auch mein König jetzt meine Dienste als Offizier boykottiert! Dieses entsetzliche barmhertige Interregnum wird ja eines Tages ein Ende haben — und ich werde nicht mehr

grundlos mit andern Unbotmäßigen in meinem Schicksal zusammen geworfen werden!“

6. Kapitel.

Jeanne starrte aus dem Fenster in die nahgraue Stimmung eines Vorfrühlingsstages und überlegte, wie er Feliza gegenüber seine Rolle als Frau am besten weiter spielen konnte.

Er mußte Entschlüsse fassen.

In den letzten Märztagen fuhr der Chef des Sanatoriums alljährlich zu einer Familienfeier auf eine Woche nach Straßburg. Dann war hier oben die Disziplin lockerer und die Beaufsichtigung weniger scharf.

In jener Abwesenheit mußte der Fluchtversuch unternommen werden!

Jeanne mußte in großen Unrissen über Felizas Erlebnisse Bescheid. Es war nicht viel. Denn als die junge Frau damals nach dem langen, schweren, einer Betäubung ähnelnden Schlafe erwachte und zu ihrem steigenden Entsetzen einsah, daß sie sich nicht in einem der Höhenhotels um Baden-Baden befand, sondern ihrer persönlichen Freiheit beraubt in irgend einem Sanatorium, wo man sie von den andern Insassen fern hielt und stets überwachte —, hatte sie sich nach verschiedenen leidenschaftlichen Bitten nach Freiheit ins scheinbar Unvermeidliche gefügt. Sie fühlte sich in ihrem weltunerfahrenen Vertrauen getäuscht und schlug nun ins Gegenteil um: sie wurde mißtrauisch und schweigsam. Obgleich sie die sichtlich angeordnete Überwachung von Jeanne ständig fühlte und ihre Diskretion, — ja ihre stille Ergebenheit merkte, ließ Feliza sich nie zu einem Gespräch, nie zu Vertraulichkeiten, nie zum Erzählen herbei.

Jeanne war entschlossen, mit Feliza zu entfliehen. Er hatte das eintönige Leben hier satt, und er sah nach diesen hier verbrachten Jahren jetzt ein Lebensziel vor sich, das ihm erstrebenswert erschien: dieses junge Weib irgendwie in einen geborgenen Hafen zu bringen. Aber wie wollte er sich Feliza nähern, ihr Vertrauen gewinnen, weil ein neues mündliches Überkommen zum Fluchtplan bald getroffen werden mußte?

Er neigte sich vom Fenster seines kleinen Dienerschaftszimmers aus etwas zurück und spähte durch die offen stehende Tür zu Feliza hinein. Sie lag auf dem Divan und hielt die feinen, mit kostbaren Ringen gezierten Hände über der Brust gefaltet. Trotzdem die Augen geschlossen waren, merkte man ihr die nervöse Schlaflosigkeit an. Ohne Zweifel sann sie über ihr rätselhaftes Schicksal nach. Vielleicht lebte sie in Erinnerungen. Ach, hatte sie nicht wahrscheinlich eine wundervolle Jugend hinter sich, in ihrer andalusischen Heimat? War nicht auch sie wahrscheinlich eines der bildschönen jungen Mädchen gewesen, das an den Feriastagen des Frühlingsfestes in Sevilla im Wagenlorso im Schmuck der langwallenden weißen Spitzenmantille über dem hohen Schaufellamm und dem reichgestickten „Mantón de Manila“ die Blicke der stauenden Zuschauer auf sich zog?

Ah, die Heimat, Sevilla, du andalusische Perle!

Jeanne schloß ebenfalls die Augen und lehnte den Kopf auf die auf dem Fensterkreuz gefalteten Hände, um sich plastisch die Heimat zurückzurufen.

In den zwei Jahren, die er in Sevilla in der Gar- nison verbracht, waren die österlichen Nachtprozessionen immer der Glanzpunkt des Jahres für ihn gewesen. Denn er gehörte dem Trompeterkorps an und erhielt dabei einen ehrenvollen Auftrag. Wenn die vierzig starken Männer, die den viele Zentner schweren Ma- donnenaltar viele Stunden lang auf Nacken und Schul- tern durch die gewundenen engen alten Straßen trugen und in Zwischenpausen niederlegten, ließ er in den Ruhepausen auf seinem Clairon wundervolle „Saetas“ erklingen. Alte, eigenartige Weisen mit einer ver- schörfelten Melodie, wie man sie nur allein in Se- villa bei diesen Veranstaltungen zum Lobpreise der Madonna ertönen ließ.

Wochenlang vor der Karwoche hatte er draußen auf den Exerzierplätzen der Stadt auf seinem Clairon ge- übt. Diese „Saetas“, und dann den rhythmischen Marsch, mit dem man unter Trommelwirbel den Trä- gern den Schritt angab. — Völlig sich in jene Tage und Stunden in seinen Erinnerungen versenkend, be- gann Jeanne, mit geschlossenen Augen, mit in der Er- innerung haftendem Blick, den Kopf an das Fenster- kreuz gelehnt und alles rings um sich vergessend, diese alte Trompetenweise vor sich hin zu summen:

„Tra — la — la la la, Tralalala — la la!“

Einmal, zweimal, eine ganze Weile summt er es vor sich hin — — —

Plötzlich hörte er von drinnen einen Aufschrei. Man konnte ihn nicht in seinen Ursachen enträtseln. War es Schrecken, Angst, Freude — — —? Er fuhr empor und entsann sich der Gegenwart. Als er rasch an die offene Tür trat, sah er Feliza, vom Divan aufge- sprungen und auf ihn zueilend.

„Jeanne, woher haben Sie diese Melodie? Die wird ja auf der ganzen Welt nur in meiner Heimat gespielt — in Sevilla — zu —“

„Zu den großen Nachtprozessionen der Semana Santa, Senora!“ Er fühlte mit einem Schlage, daß er sich durch diesen Zufall endlich Feliza erklären konnte.

„Ich habe diese Melodie selbst in Sevilla gehört, denn — Andalusien ist auch meine Heimat, Senora — und es ist der Traum meiner Jugendzeit.“

Feliza hatte ihn erreicht und rang die Hände in- einander. Sie wußte nicht, sollte sie weinen vor Schmerz im Gedanken an die ferne Heimat, — die ihr in der Einsamkeit wieder lieb geworden war. Sollte sie sich freuen, hier jemand Wesensverwandtes zu finden? Aber plötzlich schoß ein Verdacht in ihr auf.

„Haben meine Eltern dich am Ende hergeschickt, Jeanne, — oder du heißt ja dann im Grunde wohl „Juanita“, wie? Ist diese ganze Gefangenschaft hier in der Fremde vielleicht ein Befehl meiner Eltern, die mich strafen wollen, weil ich ihrem Willen entflohen bin? Und du bist im Grunde nichts als ihre Auf- passerin hier, damit ich nicht entwiße? O, habe doch Mitleid mit mir, du hast doch gesehen, wie ich mich hier gräme!“

Jeanne senkte den Blick. Er war sehr erregt. Unter keinen Umständen durfte er irgendeinem Menschen, — und erst recht nicht dieser jungen Frau, verraten, daß vor ihr nicht eine Juanita, sondern der aus den blu- tigen Scheußlichkeiten des Marokkorkrieges glücklich desertierte spanische Soldat Juan Alvarez stand! Unter allen Umständen mußte er diese Rolle, eine Frau zu scheinen, durchführen. Selbst Feliza, der er bereits sehr ergeben war, durfte nicht den leisesten Argwohn von seiner eigenartigen Metamorphose bekommen. Des- wegen hieß es jetzt, jeden Blick, jede Bewegung, jedes Wort überlegen und im Zaum halten. —

„Senora —, bei dem Leben meiner Mutter —, die ich einst noch einmal wiederzusehen hoffe —, schwöre

ich Ihnen: ich bin weder auf Befehl Ihrer Eltern hier, noch kenne ich sie überhaupt. — Ich habe nicht die Ab- sicht, Ihnen zu schaden, sondern ich trage mich mit dem Plan: mit Ihnen hier zu entfliehen!“

Feliza erbleichte. Zu urplötzlich stieg diese Möglich- keit vor ihr auf, die sie bisher als ein unausführbares Phantom betrachtet, als daß sie nicht ihr seelisches Gleichgewicht für Momente verloren hätte. —

„Das wäre möglich, Juanita? Sind wir nicht ständig überwacht?“

„Der Chef fährt in wenigen Tagen zu einer Fa- milienfeier nach Straßburg hinunter — —“

„Nach Straßburg? Wo ist das?“

„Einige Stunden Fahrt von hier, Senora. Sie be- finden sich hier auf der Anhöhe der Vogesen, die zur Rheinebene, zum Elsaß liegt.“

Feliza warf einen nachdenklichen Blick aus dem Fenster. Sie entsann sich ihres Aufwachens nach der Ballnacht in der fremden Umgebung, in dem unbe- kannten, scheinbar halb erstorbenen Hause, dem Auf- tauchen und der Begleitung des fremden Herrn. Ver- mutlich war sie nach Straßburg gebracht worden, im Auto im betäubten Zustand über die Rheingrenze ge- schleppt. Die Erinnerung an den herrlich gegliederten Turm einer Kathedrale deutete auf das berühmte Straßburger Münster. —

Sie erzählte Jeanne jetzt in großen Umrissen diese Erlebnisse und fragte: „Wer war dieser Mann? Und was habe ich ihm getan, daß er mich hier einsperrte?“

Da berichtete Jeanne in großen wohlüberlegten Sätzen, wie er Feliza sogleich beim Aussteigen aus dem Auto hier als eine Spanierin, als eine Lands- männin erkannt und deswegen das Gespräch belauscht, mit dem ihr Begleiter sie der Obhut des Chefs hier übergab. —

Feliza stürzten die Tränen fassungslosen Zornes aus den Augen. „Nichts als Lügen“, schluchzte sie, „nichts als Unwahrheiten! Ich habe Paris in meinem Leben noch nicht gesehen. Ich denke gar nicht daran, einen spanischen Dichter dort zum Freund zu haben. Ich will dir sagen, Juanita, warum ich in Baden und nicht mehr in Sevilla bin, denn du mußt ja alles wissen, wenn du mir wirklich helfen willst und kannst!“

Nach Beendigung ihrer Erzählung sah Feliza unbe- weglich. Das sollte die zweite Flucht in ihrem Leben sein? Wenn sie diesen Aufenthalt hier überdachte, kam es wie eine Hasardstimmung über sie, alles zu wagen. „Senora, nicht weit von hier sehen Sie ein großes, einstöckiges Gebäude mit sehr altersgrauen Mauern, das ist das Nonnenkloster zu Sankt Odilien, Senora! Seit fast tausend Jahren halten die frommen Nonnen am Totenschrein der Heiligen Odilia Wache. Dort werden wir in kurzer Zeit, noch vor Anbruch der Nacht, sein!“

„Und man wird uns dort aufnehmen, Juanita?“

„Ohne Zweifel, Senora! Wir werden eine Herrin mit ihrer — mit ihrer Dienerin sein, die zu Fuß her- aufgewallfahrt ist. Jetzt um die Karwoche ziehen viele fromme Damen sich in Klostermauern zurück, um zu beichten, zu fasten, um sich auf die Karwoche be- reit zu machen —. Senora, und dann ist es vielleicht am Besten, wir fahren nach Paris.“

(Fortsetzung folgt.)

Fenzbeginn.

Ein zarter Frühlingsklang
Belebt schon rings das Land.
Und heller Vogelsang
Hat fröhlichen Bestand.
Nun löse freudig dich
Von grauem Leid und Schmerz.
Es lächelt inniglich
Das Leben in den Ders.

Franz Cingia.

Das große Los.

Von Jo Hanns Möller.

Bubens und Babsens haben ein Lotterielos. Eigentlich haben sie zwei Lotterielose. Bubens haben eins und Babsens haben eins. Nun sind aber Bubens an Babsens Lotterielos beteiligt und Babsens an Bubens Lotterielos. Wenn Bubens gewinnen, kriegen Babsens von Bubens die Hälfte davon. Wenn Babsens gewinnen, kriegen Bubens von Babsens die Hälfte davon. Und da sie beide das erste Mal in der Lotterie spielen, sind sie überzeugt, daß sie natürlich gewinnen müssen.

Der Tag der Ziehung kommt. Berta Babs und Bruno Babs sitzen auf dem Sofa. „Heute ist Ziehung, Männer!“ sagt Berta Babs. „Stimmt. Heute ist Ziehung!“ „Wenn unser Los gewinnt, sind wir die Dummen.“ „Das kann man nicht sagen“, meint Babs, „ebensogut kann Bubens Los gewinnen, und dann sind sie die Dummen.“ „Ja, aber wenn unser Los gewinnt, sind wir die Dummen. Da zeigen uns die bloß aus.“ „Wir werden sehen, wer gewinnt.“ „Wer wird schon gewinnen? Die Leute haben Glück. Wir werden gewinnen, und sie werden das halbe Geld kriegen. Wenn wir Glück hätten, würden sie gewinnen, und wir bekämen von ihnen das halbe Geld.“ „Das ist doch rum wie rum. Das bleibt sich doch Wurst wie Schale.“ „Wie so denn? Wenn wir gewinnen, hat der liebe Gott mit uns ein Einsehen und schickt uns das Geld“, läßt die Frau nicht loder, „das Geld gehört unser.“ „Und wenn die Bubens gewinnen?“ „Die gewinnen nicht!“ „Aber wenn sie doch gewinnen?“ „Dann ist das was anderes. Dann haben sie nur gewonnen, weil wir zur Hälfte daran beteiligt waren. Dann müssen wir natürlich das Geld kriegen.“

Plötzlich klingelt es. Berta Babs steht auf, um zu öffnen. Buvor guckt sie durch den Gucker. „Die Bubens kommen“, lauft sie zurück. Dann öffnet sie. Familie Babs tritt ein. Ganz aufgeregte. Ganz aufgelöst. Ganz aus dem Häuschen. „Was ist los? Was habtr denn? Wo brennt's denn?“ wieselt Berta um sie.

„Ach liebe Freund —“ „Was denn? Du redest schon.“ „Wir haben gewonnen — heute — das große Los!“ „Ihr habt gewonnen?“ „Wir — wir, Sie und ich — haben gewonnen.“ „Auf Euer Los?“ fragt Babs. „Nein. Eure Nummer ist gezogen worden.“ Das schlägt der Berta Babs den Boden aus.

„Siehste! Siehste! Hab's nich gleich gesagt? — Also schön, wir haben gewonnen. Ihr habt nichts, Ihr guckt in den Mond.“

„Liebe Frau“, mengt sich jetzt Babs in das Gespräch, „das bleibt sich doch Wurst wie Schale, das bleibt sich doch rum wie rum. Wir haben die beiden Lose zusammen genommen. Wenn wir gewonnen hätten, wart Ihr daran beteiligt, genau, wie wir jetzt bei Euch.“

„Ihr habt aber nicht gewonnen. Da liegt der Hase im Pfeffer. Wenn Ihr gewonnen hättet, hättet Ihr eben gewonnen. Wenn wir gewonnen haben, haben wir gewonnen. Da gibts nichts daran zu summieln.“

„So? So?“, baut sich jetzt Bubens auf, „wir haben doch die Lose in Kompanie genommen.“

„Kompanie ist Lumperei. Wenn ich heute eine Ziege habe und ein anderer eine Kuh, gehe ich mit ihm in Kompanie. Wenn er aber auch bloß eine Ziege hat, werde ich doch nicht mit ihm in Kompanie gehen. So dumm!“

„Mien Sie etwa mit der Ziege meine Frau?“ schnappt Babs em.

„Das können Sie hatten, wie Sie wollen. Das können Sie auffassen, wie Gottlieb Schunze. Wir haben gewonnen und damit basta.“

„Ach, liebe Freundin“, stößt jetzt die Bubens, „Sie hätten wohl nichts genommen, wenn wir gewonnen hätten?“

„Wir? Nicht einen Pfennig. Nicht einen Pfennig, sage ich Ihnen. Eben habe ich noch mit meinem Männel besprochen — Bruno, was habe ich gesagt? — eben habe ich gesagt: wenn Bubens gewinnen, das sind gute Freunde von uns, da nehmen wir nicht einen Groschen. Die Leute brauchen das Geld nötiger. Habe ich das gesagt, Bruno? Ja oder nein?“

„Ja. Das hast Du gesagt. Aber wie die Sache jetzt einma liegt —“

„Was liegt? Wer liegt? Wer hat gewonnen?“

„Sie, Frau Babs“, sagt Babs, „und Sie haben ganz recht, wer gewinnt, soll sein Geld behalten. Wir werden uns doch nicht bestreiten zerstreiten.“

„Sehen Sie, das ist ein vernünftiges Wort“, schlägt ihm die Babsen mit einem vergnügten Quitsch auf den Rücken, „unser Freundschaft ist mehr wert als das Geld. Sie haben Ihr Los, wir haben unser Los. Punktum. Reden wir nicht mehr darüber und bleiben wir Freunde.“

„Einverstanden.“

„Die Kompanie ist aufgehoben?“ vergewissert sich die Babsen nochmals.

„Ist hiermit aufgehoben. Hand darauf.“

„Hand darauf. Ihr habts gehört. Und nun wollen wir mal einen kleinen Kaffee kochen. Sie trinten doch ein Täschchen Kaffee bei uns, liebe Frau Babs?“ Frau Babs nickt nur. Neben kann sie nicht. Sie lacht. „Sehense, nun lachen Sie wenigstens wieder Waschamseben?“ Waschamsebenne?“

Die Bubens kann vor Lachen nicht weiter. Ihr Mann lacht mit. Immer mehr.

„Nu, warum lacht Ihr denn? was habt Ihr denn?“

Da zieht Babs die Ziehungsliste aus der Tasche und sagt: „Reingefallen! — Ihr habt gar nichts gewonnen — unser Los hat gewonnen — zweihundert Tausend — jetzt seid Ihr die Gelackmeierten!“

Berta Babs und Bruno Babs stehen da, wie von der Kuh gebissen.

Die Frau findet zuerst die Sprache wieder:

„Na, was habe ich gesagt?“ fauchte sie ihren Mann an, „Du fliegst auch auf jeden Quark rein. — So, also Euer Los hat gewonnen? Dann gratuliere ich auch. Wieviel fällt denn auf unseren Anteil?“

„Nisch. Varnisch“, sitzt die Bubens auf hohem Pferd, „Sie haben doch die Kompanie aufgelöst.“

„Aber das doch nur im Spaß. Das gilt doch nicht. Man wird doch unter alten Freunden noch einen Spaß verstehen. Wir hätten Euch doch nie um das berechnete Geld gebracht. So etwas sind wir garnicht imstande.“

„Da sind Sie auf dem Holzwege, meine verehrte Frau“, steht Babs auf, „abgesprochen ist abgesprochen. Wir haben geprüft, wie Sie sich im Glücksfalle verhalten und Sie sind prompt darauf hereingefallen.“

„Was mich vertohlt? — Sie Kavalier in Soden, Herr! — Sie sind wohl vom weißen Elefanten gestreichelt! Minna, es gibt keinen Kaffee, lassen Sie ihn draußen — wir werden ja sehen — andere Leute betrügen — immer gehen Sie, immer gehen Sie — es gibt noch Richter — wir sprechen uns wieder — ich werde Euch zeigen, wo Boom wohnt — Sie Lotteriefalschspieler!“

Aber Bubens sind schon längst gegangen.

Berta Babsens Butblasen zerplaten in nichts.

Endlich entdeckt sie ihren Mann.

„Und du bist an allem dran schuld“, geht sie auf ihn los, „neine Leute hast du als Freunde, das kann man wohl sagen, seine Freunde hast du. Oder wäre es dir vielleicht eingefallen, wenn wir gewonnen hätten, andere Menschen um ihr Geld zu betrügen?“

Der Sohn der Sonne.

Erzählung von Rudolf Presber.

In grauen Zeiten lebte ein Mann im Osten . . .

Der Mann galt mehr als all die anderen Männer in grauer Vorzeit im Osten; denn er war ein König. Und da seinen Feldherren alles wohl gelang und da die Sommer und die Herbst den Ernten seines Landes günstig waren, so hieß es, er sei ein sehr großer König und seine Weisheit unerreicht auf der Erde.

So sprach das Volk unter sich. Aber die Höflinge sagten es dem Könige selbst und fügten andeutungsweise hinzu, daß er vielleicht von den Göttern stammen könne.

Aber dieses Wort der Höflinge dachte der König lange nach; und er beschloß dann, daß es so sei, wie die Höflinge sagten. Und da er schon unter den Göttern wählen konnte, so bestimmte er, daß er des Sonnengottes Sohn sei, der alles mit Licht und Wärme, mit Gnaden und Leben füllte.

Das Volk baute dem König Tempel und verehrte ihn; und er ging selbst zuweilen in diesen Tempel und besah sich seine Standbilder. Die Andacht vor den Standbildern ließ er die anderen verrichten.

Und da er nun schon der Sohn des Sonnengottes war, mußte er auch mächtiger sein als alle Könige der Nachbarreiche. Und so gab er einen Erlaß heraus: daß alles, was in seinem Lande geschehe, von ihm wohlbedacht und angeordnet sei.

Wenn sich am Himmel Wolken ballten, so befahl er, daß es ein Gewitter gäbe; und siehe da, bald bligte es! Und wenn es gelblich hatte, so gab er den Befehl, daß es donnere; und siehe da, bald donnerte es! Und wenn sich die Zeit des Sonnenaufgangs näherte und der Berge Saum sich leicht golden färbte,

so weckte ihn ein Sklave und sprach: „O Herr, befehl es, daß die Sonne aufgeht!“ Da setzte sich der mächtige König in seinem Bette auf und befahl, daß die Sonne aufgehe. Des Abends aber, wenn die Sonne unterging, erinnerte ihn wieder ein Sklave, und der Ausgang des Mondes und der Untergang der Sonne wurden rechtzeitig befohlen.

Da geschah's nun, daß der König, nachdem er lange regiert hatte und oftmals der Sonne befohlen hatte, auf und unter zu gehen, sehr krank wurde. Er wurde blaß und magerte ab; und die Ärzte wußten keinen Rat, was geschehen sollte. Und eines Tages, nachdem noch zwei weise Männer, der Heilkunst kundig, aus Babylon gekommen waren, näherte sich der älteste Leib- arzt zitternd dem Könige und sprach: „O Erhabener, Du Sohn des Sonnengottes, es ist Zeit für Dich, daß Du stirbst.“

Der König verstand, ließ sich die Krone geben, setzte sie auf, reckte die Hand und befahl, daß er sterbe. Aber durch ein seltsames Spiel der Natur starb der König nicht, sondern wurde immer gesünder, und nach einer Reihe von Tagen konnte er wieder durch seine Gärten reiten.

Und als der König wußte, daß er nicht sterben würde, gab er den Befehl, seine sämtlichen Ärzte hinzurichten — und die beiden weisen Männer aus Babylon auch.

„Denn“, sagte der König, „diese Ärzte schaden mir mehr als meine Feinde. Sie haben mein Volk an meiner Allmacht zweifeln lassen. Gesund bin ich wieder, aber der Sohn des Sonnengottes bin ich nicht mehr!“

Berühmte Kaffeehäuser.

Der englische Historiker Macaulay hat einmal gesagt, daß mit dem Kaffee eine neue Form des geselligen Umganges der Menschen entstanden sei, und andere haben den braunen „Trant der Levante“ als die Macht gepriesen, die im Zeitalter der Aufklärung die Verstandeskraft in den Gehirnen entband. Wie dem auch sei: der Kaffee hat sich in unserem Leben eine wichtige Stellung erobert, und das Kaffeehaus ist heute aus den Beziehungen der Menschen zueinander nicht mehr fortzudenken. In einem amüsanten, soeben im Drei-Masken-Verlag zu München erschienenen Büchlein „Rund um die Kaffeelonne“ plaudert der bekannte Gastrosoph Carl Georg von Raaben nicht nur von der besten Zubereitung dieses Trankes, von seiner allmählichen Einbürgerung bei uns, von seinen Feinden und Freunden, sondern auch von den berühmtesten „Tempeln der Kaffeemusik“. Es ist kaum ein halbes Jahrhundert her, daß wir das erste Auftreten des Kaffeetrintens nachweisen können, und zwar bürgerte sich diese Sitte, von Abyssinien ausgehend, zuerst in Arabien ein, wo man die Kaffeehäuser „Schulen der Weisheit“ nannte, weil sich hier hauptsächlich die Denker und Dichter versammelten, die die geistig anregende Kraft des braunen Trankes bald erkannten. Noch immer hat das Kaffeehaus des Orients etwa von dieser Würde und beschaulichen Philosophie bewahrt. Nach Europa kam der Kaffee 1626 durch den italienischen Reisenden Pietro della Valle, und in Italien entstand auch das erste europäische Kaffeehaus, das 1647 unter den Arkaden der Procurazien in Venedig eröffnet wurde. Die früheste Hochblüte war aber dieser Neueinrichtung in England beschieden, wo um 1650 zu Oxford ein geschickter Kaffeeloch, der aus dem Orient gekommen war, zuerst seine Künste zeigte. Bald war das Café in England zum Mittelpunkt der Gesellschaft geworden. Die Männer aller Stände trafen sich dort, um zu plaudern und Neugierigen zu hören. Am berühmtesten wurde Lloyd's Kaffeehaus, wo sich hauptsächlich die Versicherungsagenten versammelten, weil hier die neuesten Nachrichten über alle wichtigen Vorgänge zu erhalten waren. Die größte Merkwürdigkeit dieses Cafés war das große Buch, zu dem jeder Zutritt hatte, um hier wertvolle Neuigkeiten, die ihm bekannt geworden waren, einzutragen und mit seinem Namen für ihre Richtigkeit zu bürgen. Das englische Café behielt lange Zeit diese Bedeutung für das öffentliche Leben und besonders die Geschäftswelt. Deshalb gab es hier keine Billards und Spieltische, man hörte keinen Lärm, denn jeder sprach leise, um die Leser nicht zu stören. War doch das Zeitungslesen eine der Hauptbeschäftigungen aller Besucher. Im Jahre 1818 gab es nicht weniger als 9000 Kaffeehäuser in London.

Erst später wurde das Café in Frankreich heimisch, und zwar war es hier eine Gesandtschaft der hohen Mächte, deren Führer Soliman-Aga am Hofe Ludwig XIV. die Herrschaften mit Kaffee bewirtete und so die Aufmerksamkeit auf den neuen Trant lenkte. Drei Jahre später entstand das erste Kaffeehaus, dem bald andere folgten, sodaß Ludwig XIV. bald die Cafésiers mit den Limonaden- und Viktorienverkäufern zu einer Zunft vereinigte. Dasienige Kaffeehaus, das

den größten Ruhm in der französischen Geschichte des 18. Jahrhunderts erlangte, war das Café Procope, so genannt nach einem Sizilianer, der sein Lokal gerade der Comédie Française gegenüber eröffnete. Da sich in denselben Räumen früher ein elegantes Bad gefunden hatte, so waren diese mit Spiegeln, Marmorischen und Blüschmöbeln üppig ausgestattet, und so erschien zum ersten Male diese Einrichtung, die dann für die Kaffeehäuser bis zum heutigen Tage bezeichnend gewesen ist. Die feinsten Geister von Paris versammelten sich hier, und auch noch zu Beginn der Revolution schlugen die Anführer der Bewegung hier ihr Hauptquartier auf. In diesen Tagen erlangte auch ein anderes Café, das Café de Floy im Palais Royal, historische Bedeutung, denn hier hielt Camille Desmoulins seine Brandrede zur Erstürmung der Bastille. Im 19. Jahrhundert zeichneten sich einige französische Kaffeehäuser durch merkwürdige Eigenheiten aus. So besaß der Besitzer des Cafés Borel die Gabe des Bauchredens, und es war ein beliebter Scherz, daß ein Stammgast dem Wirt den Namen eines Neulings mitteilte, der daraufhin seine Kunst dazu benutzte, um eine Stimme vorzutäuschen, die den neuen Gast von der Galerie herab rief. Manche Leute liefen 7 bis 8 Mal hintereinander hinauf, ohne den Trick zu erkennen. Bei dem sogenannten „Mechanischen Café“ lagen die Tischplatten auf hohen Säulen, die mit dem Keller verbunden waren. Sobald ein Gast seine Wünsche äußerte, sprang an der Tischseite eine eiserne Klappe auf und ein Tablett erschien mit den Erfrischungen, die man bestellt hatte. Die Bestellungen wurden durch ein Sprachrohr in den Keller weitergegeben. Vergah einmal jemand die Bezahlung dieser auf so wunderbare Weise gelieferten Erfrischungen, so ließ man das geschehen. Wenn aber diese Vergeltlichkeit zur häufigen Gewohnheit wurde, dann ereignete sich das Wunder, daß auf seine Bestellung eines Tages nichts mehr erfolgte und ein bedauernswertes Achselzucken die ganze Bedienung war, die ihm zuteil wurde. In Deutschland fand das Kaffeehaus erst im 18. Jahrhundert weitere Verbreitung. Die Wiener gingen voran, und zwar war es ein Pole namens Koltchisko, noch heute als Patron der Wiener Kaffeewirte verehrt, der das erste Kaffeehaus schuf. Er erhielt zur Belohnung, da er sich als Soldat in der Wien im Türkentriege befreiten Armee Sobieskus ausgezeichnet hatte, einen großen Teil des Kaffeevorrats, den die fliehenden Türken zurückgelassen hatten und gewann so die Mittel zur Eröffnung seines Geschäftes. In Berlin waren die Kaffeestuben Konditoreien angegliedert und zeigten die Eigenart, daß sie in den Treibhäusern der großen Gärtner eingerichtet wurden. Hier schlürfte man den Trant unter blühenden Gewächsen, und auch später noch hatten die Berliner Kaffeelokale Wintergärten, die als besondere Sehenswürdigkeit galten. Aus diesen romantischen Lokalen entwickelten sich dann die berühmten Cafés der Romantik, in denen sich das geistige Leben Berlins abspielte und von denen sich noch heute Kramler und Softy erhalten haben.

Wußten Sie das schon?

Eine einzige Auster erzeugt jährlich eine Million junger Austern, von denen jedoch schon in den frühesten Lebensstadien 99 Prozent umkommen.

Bei manchen Naturvölkern findet man den Glauben, daß bestimmte Ereignisse immer mit bestimmten Wochentagen verknüpft sind. So glaubten sie zum Beispiel, daß die Gewitter stets am Freitag eintreten. Gibt es einmal Gewitter am Sonntag, so hat das den Tod berühmter Männer zu bedeuten, Gewitter am Dienstag lassen eine reiche Ernte erhoffen, am Mittwoch kündigen sie den Tod von Frauen an, am Donnerstag bringen sie den Schafen Gezeiten, am Freitag prophezeien sie einen Mord und am Samstag Seuche und Pestilenz.

Eine höfliche Steuerbehörde hatte die alte Stadt Lüneburg. Wenn dort nämlich ein Bürger seine Steuer bezahlt hatte, wurde der sogenannte Steuerpokal mit Wein gefüllt und der Bürger durfte ihn austrinken. Das war die Quittung. Dieser Steuerpokal ist noch heute in den Sammlungen der Stadt erhalten.

Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß im allgemeinen die blauäugigen Menschen eine heiterere und freundlichere Veranlagung haben als die braunäugigen.

Vor etwa 300 Jahren bemühte man sich in Holland, schwarze Tulpen zu züchten, doch ohne Erfolg. Auch die Züchtung einer schwarzen Rose ist bisher noch nicht gelungen.